

Prof. Dr. Ute Gerhard, Bremen

10 jährigens Jubiläum des gFFZ - Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen

Vortrag am 18.5.2011

Frauen- und Geschlechterforschung an Fachhochschulen – Vergessene Traditionen und neue Aufgaben

Nach nur 10 Jahren institutionalisierter Frauen- und Geschlechterforschung ist eine solche Vielfalt und beachtliche Zahl von Forschungsaktivitäten und bereits vollendeten Studien zu begutachten: Ich bin tief beeindruckt. Nun ist die Forschung von Frauen und in der Perspektive auf die Geschlechterverhältnisse selbstverständlich nicht erst vor 10 Jahren entstanden, sie hat vielmehr eine längere Vorgeschichte, auf die ich noch zurückkommen will. Doch zunächst ist festzuhalten: Die Gründung „eines gemeinsamen Frauenforschungszentrums der Hessischen Fachhochschulen“ mit Sitz in Frankfurt, das vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst initiiert und finanziert wird – soviel ich weiß, ist hier insbesondere Frau Dr. Völker zu erwähnen -, ist ja nicht nur ein Institutionalisierungserfolg, sondern hat an den beteiligten Fachhochschulen Darmstadt, Frankfurt, Fulda, RheinMain und der Technischen Hochschule Mittelhessen zweifellos einen Schub zu neuen Forschungsprojekten und Initiativen verursacht. Nach nur 10 Jahren ist dies mit einer bemerkenswerten Zahl von Veröffentlichungen sowie beantragter und in Bearbeitung befindlicher Forschungsprojekte zu belegen. Nicht zuletzt die Forschungskolloquien, die – wie ich aus eigener Erfahrung weiß – auf ein allgemeines und öffentliches Interesse stoßen, sind als regelmäßiger und institutionalisierter Erfahrungsaustausch über die Ergebnisse der Forschung ungemein wichtig und motivierend. Ich kann zu all dem nur von Herzen gratulieren.

Der überwiegende Teil der im Rahmen des gFFZ initiierten Projekte ist empirische, sog. angewandte Forschung, deren Fragestellungen aus der Praxis sozialer Arbeit und der Sozialpädagogik sowie all der Bereiche sozialen Lebens kommen, auf die die Fachhochschulen ihre Absolventen und Absolventinnen beruflich vorbereiten. Das Spektrum ist weit, es reicht von den typischen sozialen Berufen, den

Gesundheits- und Pflegewissenschaften bis zu den Ingenieurs- und Wirtschaftswissenschaften. Einige der Forschungsprojekte sind auch durch die Berücksichtigung von Gender-Aspekten in der Lehre motiviert, ein explizites, hochschulübergreifendes Forschungsprogramm. Bevor ich nun versuche, beispielhaft von dieser Forschung einen nur sehr vermittelten und verkürzten Eindruck zu geben – und ich bitte schon im Voraus mir jegliche Unvollständigkeit und Auslassung zu verzeihen – gestatten Sie mir einen historischen Rückblick auf die spezifische Tradition empirischer Forschung von Frauen, in der der besondere Forschungszusammenhang der Fachhochschulen steht. Ich weiß, dass diese bisher weder in der Geschichte der Sozialwissenschaften bekannt, noch den Beteiligten bewusst sein dürfte.

1. Frauen als Wegbereiterinnen sozialer Arbeit und Pionierinnen der empirischen Sozialforschung

Es war gewiss kein Zufall, dass zeitgleich mit der Entstehung der Soziologie als empirische Wissenschaft und eigenständige Disziplin, die die mit der Industrialisierung aufgekommen sozialen Probleme als Krisenwissenschaft aufklären und beheben wollte, an der Wende zum 20. Jahrhundert auch die Professionalisierung sozialer Arbeit begann, die entscheidend von der Frauenbewegung initiiert und getragen wurde. Mit der Thematisierung der Frauenfrage als „sozialer Frage“ hatte die Frauenbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur die Durchsetzung ihrer Eigeninteressen, Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung, zum Ziel, sondern sah ihre Aufgabe als soziale und politische Bewegung darin, an der gesellschaftlich notwendigen Reform und neuen Formen gesellschaftlicher Solidarität zwischen den Geschlechtern und Klassen mitzuwirken. Auf der einen Seite entwickelten sie soziale Projekte, die anders als die bisherige Armenfürsorge oder philanthropische Wohltätigkeit ihren Mitschwestern Hilfe zur Selbsthilfe, berufliche Bildung, Berufsberatung, Arbeitsvermittlung und Rechtsberatung boten. Der wichtigste und nachhaltigste Beitrag war die Professionalisierung der sozialen Arbeit, womit die sozialen Motive, das den Frauen zugeschriebene Mitgefühl und ihre Praxis der Fürsorglichkeit, auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt wurden. Alice Salomon war hier für Deutschland die entscheidende Wegbereiterin ebenso wie Jane Addams

für die USA, die durch die Einrichtung von sozialen Frauenschulen und Akademien für soziale und pädagogische Frauenarbeit internationale Standards setzten.

Auf der anderen Seite waren da die Bemühungen und Kämpfe um Frauenbildung, um Zugang zum Wissen, um die Aufklärung der Ursachen des sozialen Elends und gesellschaftlichen Konflikte, die erst zur Mitwirkung befähigten. „Wissen ist Macht“ lautete der Wahlspruch der bürgerlichen Frauenbewegung, „Savoir pour prévoir“ hatte Auguste Comte das Motiv für seine neue Wissenschaft von der Gesellschaft, die Soziologie formuliert. In dieser Zielsetzung nun trafen sich die Sozialreformer des 19. Jahrhunderts mit engagierten Frauen, deren Interesse den Lebens- und Arbeitsbedingungen vorrangig der Arbeiterinnen galt. In Deutschland war es der „Verein für Sozialpolitik“, ein Zusammenschluss führender Gelehrter, Nationalökonomien und Staatswissenschaftler, neben bürgerlichen Interessenten und Experten, der 1873 gegründet mit einer Fülle von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, Gutachten und Enquêtes „die für Staat und Gesellschaft dringende Aufgabe der friedlichen Reform“ in Angriff nahm (zit.n. Kern 1982, 88)(vgl. auch Gorges 1980). Die bevorzugte Untersuchungsform war die Enquête, die dem englischen Vorbild des „social survey“ entsprechend aus statistischen Aufarbeitungen, Monographien, Befragungen von Experten und Gutachten bestand und die wissenschaftliche Grundlage für die Sozialgesetzgebung liefern sollte. Zu den ersten großen Untersuchungen gehört die 1876 veröffentlichte „Enquête über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken“, die der Auslöser für die Einführung eines ersten Wöchnerinnenschutzes 1878 wurde.

Diese sog. „Kathedersozialisten“ waren es, die die Beteiligung von Frauen, vor der Zulassung zum Frauenstudium als Autodidaktinnen und in privaten Studien, begrüßten, ja, beförderten und ihnen ihre Publikationsorgane öffneten. So hatte Gustav Schmoller 1893 in dem von ihm edierten *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft* eine euphorische Besprechung von Beatrice Potter-Webbs Arbeit über die britische Genossenschaftsbewegung veröffentlicht, Beatrice Webb galt nicht nur in Deutschland fortan als Pionierin und Vorbild empirischer Sozialforschung von Frauen. Schmoller erkannte auch die Begabung der Autodikatin Elisabeth Gnauck-Kühne und vermittelte ihr 1895 die erste persönliche Erlaubnis zum Universitätsstudium. Ihre empirische Studie behandelte „Die Lage der

Arbeiterinnen in der Berliner Papierwarenfabrik“ (1896), in der sie – dem Vorbild Beatrice Webbs und Paul Göhres folgend - verdeckte teilnehmende Beobachtung mit der Auswertung von Statistiken und Expertenbefragungen verband. Mit dieser Studie und ihrem ersten Auftreten als Rednerin auf dem Evangelisch-Sozialen Kongress begründete sie ihren Ruf als „die erste deutsche Sozialpolitikerin großen Stils“ (Altmann-Gottheiner 1931, 215) und galt als eine der führenden Sozialexpertinnen. Auch Gertrud Dyrenfurths Arbeit über die Heimarbeiterinnen in der Berliner Wäscheindustrie (1898) entstand als private Forschungsarbeit in diesem Kontext. Andere Sozialwissenschaftlerinnen, die in der Fachwelt der Nationalökonomie durch ihres empirischen und theoretischen Arbeiten um 1900, also vor der Zulassung zum Universitätsstudium in Deutschland, bekannt wurden, waren Helene Simon, sowie Alice Salomon mit ihrer im Fach Nationalökonomie von Max Sering geförderten Dissertation über „Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männern und Frauen (1906).

In welcher besonderen Weise die Nationalökonomie vor der Etablierung der Soziologie als die für die soziale Frage zuständige Disziplin Frauen nicht nur Zutritt gewährte, sondern geradezu ermutigte und förderte, wird in der oft zitierten Rede Heinrich Herkners (1863 – 1932) offenbar, der seine Antrittsvorlesung unter das Thema „Das Frauenstudium in der Nationalökonomie“ stellte. Verblüffen müssen seine weit reichende Kenntnis und die Wertschätzung von Frauenforscherinnen im Ausland wie die Engländerin Harriet Martineau, J. St. Mills Frau, Harriet Taylor und die bereits erwähnte Beatrice Webb, deren Arbeiten „durch Anmut und Glanz der Darstellung, Schärfe der Beobachtung, Sammlung und Sichtung des Stoffes, Weite des Blicks und Tiefe der Gedanken“ ausgezeichnet sind.“ (Herkner 1899, 15) Seine rhetorische Frage: „Warum sollten die sozialen Zustände, die Mann und Frau betreffen, immer nur im Spiegel des männlichen Geistes aufgenommen werden?“ steht für eine Einsicht und Vorurteilslosigkeit, die – wäre sie seither *common sense* unter den Vertretern der Wissenschaften gewesen – Frauenbewegung und Frauenforschung viele Kämpfe erspart hätte.

Auf diese besondere „Affinität“ oder „Wahlverwandtschaft“ zwischen den Anfängen der Soziologie und den ersten Akademikerinnen im Dienste sozialer Reform, die aus der Frauenbewegung kamen, hat zuerst die jüdische Emigrantin und englische

Soziologin Viola Klein in ihrer 1946 veröffentlichten Dissertation „The Feminine Character“, einer wissenssoziologischen Untersuchung führender Geschlechtertheorien und Klassiker der Geschlechterforschung, aufmerksam gemacht, als sie schrieb:

„Es ist kein Zufall, dass die Emanzipation der Frauen zur gleichen Zeit ihren Ausgang nahm wie die Soziologie. Beide waren das Ergebnis eines Umbruchs in der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung sowie radikaler Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur; ...Aber die Beziehung zwischen Frauenemanzipation und Sozialwissenschaft erklärt sich nicht nur aus dem gemeinsamen Ausgangspunkt, sondern war viel direkter: die humanitären Interessen, (das Engagement in der Sozialreform), die die Anfänge der Sozialwissenschaft bestimmten, sowie die praktische soziale Arbeit eröffneten den Frauen tatsächlich eine ‚Hintertür‘, durch die sie ins öffentliche Leben schlüpfen“ (Klein [zuerst 1946] 1971, 17, eigene Übers.)

In der Geschichte der Soziologie und der empirischen Sozialforschung ist diese Frühgeschichte nicht bekannt bzw. allenfalls eine Randnotiz wert (Kern 1982). Inzwischen sind einige Vorarbeiten geleistet (Wobbe 1995; Honegger/Wobbe 1998; Gerhard 1998; Weyrather 2003), sind wir in einem Forschungsprojekt, durchgeführt von Marion Keller dabei, beispielhaft die Studien und den wissenschaftlichen Werdegang von vier Pionierinnen der empirischen Sozialforschung zu untersuchen, von Elisabeth Gnauck-Kühne, Gertrud Dyrenfurth, Rosa Kempf und Marie Bernays, denn ihr erfolgreicher Eintritt in die Forschung garantiert ihnen in jener Zeit keineswegs eine entsprechende und angemessene wissenschaftliche Laufbahn. Der Paradigmenwechsel in der Soziologie, der mit der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vor nun 100 Jahren (2010) vollzogen wurde, beinhaltete auch ein neues Verständnis von ‚objektiver‘ und ‚reiner‘ Wissenschaft. In deutlicher Abgrenzung zum Verein für Sozialpolitik hieß es da: „Wir wollen also als Soziologen uns nur beschäftigen mit dem, was ist, und nicht mit dem, was nach irgendwelcher Ansicht, aus irgendwelchen Gründen sein soll“ (Tönnies in seiner Eröffnungsrede 1910, 39) – eine Debatte, die als erster Werturteilsstreit in die Geschichte der Soziologie eingehen sollte. Es bedeutete, „dass die Gesellschaft jede Propaganda praktischer Ideen in ihrer Mitte grundsätzlich und definitiv ablehnt“ (Weber im Geschäftsbericht). D.h. die Abkehr von der wissenschaftlich begründeten Sozialreform hin zu einer Theorie von Gesellschaft, in der die empirische Sozialforschung vorerst keine Rolle spielte (allenfalls in der Pädagogik oder Psychologie), hat mit dazu beigetragen, dass die Arbeiten dieser Pionierinnen empirischer Sozialforschung in der Geschichte der Soziologie verschwunden sind

bzw. keine Rezeption gefunden haben. Noch ein anderer Grund aber lag darin, dass die wissenschaftlichen Karrieren selbst der in ihrer Zeit so anerkannt erfolgreichen Frauen an den deutschen Universitäten keine Fortsetzung fanden, dass die Ausschlussmechanismen selbst unter den wohlwollenden ersten Förderern perfekt funktionierten. Marie Bernays z.B., die als Lieblingsschülerin Max Webers galt, hatte wiederholt vergeblich versucht, sich zu habilitieren, und scheiterte mit diesem kühnen Gedanken selbst an der Intervention Marianne Webers.

Rosa Kempf wurde 1917 Gründungsdirektorin des *Frauenseminars für soziale Berufsarbeit*, das vom *Verein für Gemeinwohl* getragen den Grundstein legte zur heutigen Fachhochschule für Sozialarbeit in Frankfurt.¹ Eine ganze Reihe von in der Nationalökonomie ausgebildeten Frauen, die alle mehr oder weniger in der Frauenbewegung oder in den 1920er Jahren frauenpolitisch aktiv waren, sollten in den Jahren zwischen 1914 und 1933 die Gründung und Leitung von Sozialen Frauenschulen übernehmen. Neben den bereits erwähnten waren dies Alice Salomon, Marie Elisabeth Lüders, Kaethe Gabel, Frieda Wunderlich u.a. (Altmann-Gottheiner 1930, 216). Sie alle wurden 1933 ihrer Ämter enthoben und größtenteils in die Emigration gezwungen.

2. Geschlechterforschung an Fachhochschulen heute

Wir leben heute in anderer Zeit, aber ich wollte Ihnen diese bisher weitgehend vergessene Vorgeschichte empirischer und angewandter Frauenforschung nicht verschweigen, hat doch Frauen- und Geschlechterforschung auch die Aufgabe die Schätze des Wissens von Frauen und über Frauen zu heben und Erinnerungsarbeit zu leisten. Auch ist es m.E. nicht unerheblich zu wissen, in welcher innovativen, bemerkenswerten Tradition die Frauen- und Geschlechterforschung an den Fachhochschulen steht. Sie kann sich noch einmal ganz anders als die Frauenforschung an den Universitäten, von der Grundlagenforschung und die Entwicklung von Theorien erwartet wird, auf anwendbare, für eine soziale und

¹ Nach verschiedenen Stationen als Leiterin der Niederrheinischen Frauenakademie in Düsseldorf, nach einem Ausflug in die Politik als Vertreterin der DDP Im Bayrischen Landtag, kehrte Kempf 1921 wieder als nebenamtliche Dozentin an das Frauenseminar zurück, das 1924 zu einer staatlichen Wohlfahrtsschule Hessens umgewandelt wurde. Wie viele andere Frauen erhielt sie ab 1933 Prüfungs- und Berufsverbot. Rosa Kempf starb im Februar 1948 in Frankfurt.

pädagogische Praxis verwertbares Wissen konzentrieren und damit die Grundlage für Beratung und zu sozialer Reform leisten. Selbstkritisch fiel mir dazu ein, wie weit sich feministisches Theoretisieren in den letzten 20 Jahren manchmal von der Lebenswirklichkeit der Mehrheit der Frauen entfernt oder die historischen, sozialen und politischen Kontexte vernachlässigt hat. Hier ist nach dem sog. *linguistic turn* zumindest in den Sozialwissenschaften ein *social turn* angesagt, d.h. die Rückbesinnung auf gesellschaftliche Konstitutionsprozesse und Strukturen, ohne doch die Erkenntnisse über die Macht von Diskursen und die Bedeutung von Sinn und Sprache missen zu wollen.

Was mich an dem Forschungsprogramm des gFFZ fasziniert ist nicht nur die Vielfalt der Untersuchungsbereiche und methodischen Ansätze, es ist auch sozialkritische Zugriff und die Lesbarkeit der Berichte und Veröffentlichungen. Zudem stehen in jedem einzelnen Projekt soziale Probleme und gesellschaftspolitische Entscheidungen auf dem Prüfstand, sind in den Ergebnissen nicht selten Handlungsanweisungen und Empfehlungen an staatliche Einrichtungen, Träger allgemeiner Wohlfahrt, Akteure und Betroffene angesprochen.

Wenn ich mir allein die Übersicht von 2009 über die aktuellen Forschungsprojekte anschau, so wird meine Neugier durch einen bunten Strauß von Fragestellungen und Ergebnissen geweckt, so wenn an der

- Evangelischen Hochschule Darmstadt die seit den 1970er Jahren eingerichteten Familien- und Lebensberatungsstellen daraufhin befragt werden, welche Wandlungen im Zusammenleben von Generationen und Geschlechtern sie beobachten (Cornelia Mansfeld). Ich bin sicher, dass die so gewonnenen Ergebnisse einen ganz eigenen Beitrag zu Familienforschung leisten können.
- An der Hochschule Darmstadt wird im Schwerpunkt Soziale Arbeit von Cornelia Krause-Girth zusammen mit Christa Oppenheimer über psychosoziale Probleme von Kindern und dem Fachpersonal in Kinderbetreuungseinrichtungen geforscht mit dem Ziel der Prävention von

psychischen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten im Kindesalter und der Förderung von Gesundheit.

- Wie die ärztliche Dokumentation häuslicher Gewalt und die Sensibilisierung des Pflegepersonals in der Gesundheitsversorgung verbessert werden kann, zeigen erste Veröffentlichungen des Projekts von Beate Blättner und Annette Grewe an der Hochschule Fulda, in der sich im Fachbereich Pflege eine gender-bewusste Gesundheitsforschung etabliert hat. Hierzu gehört auch ein Projekt, das Zahnarztpraxen als mögliche Anlaufstelle ins Visier nimmt für Frauen, die häusliche Gewalt erfahren haben (Daphne Hahn, Beate Blättner).
- In der Fachhochschule Frankfurt gibt es schon seit einiger Zeit eine Tradition und Schwerpunkte zur Frauen- und Geschlechterforschung in den verschiedenen Themenbereichen, etwa in der Suchtforschung von Irmgard Vogt, im Bereich Pflege (Care) von Margit Brückner, oder in einem Lehrforschungsprojekt, um Studierenden Praxiserfahrungen bei der Umsetzung von Gender Mainstreaming zu eröffnen (Lotte Rose). Im Fachbereich Wirtschaft und Beruf geht es um „Genderspezifische Verhandlungskompetenz und ihre Auswirkungen beruflichen Aufstieg“ – ein wie die inzwischen vorliegende Veröffentlichung „Gehalt und Aufstieg“ (2009) zeigt, sehr ernüchterndes und zugleich notwendiges Forschungsprojekt, das Frauen mit Verhandlungskompetenz ausstatten kann (Andrea Ruppert und Martina Voigt). Und dann ist da noch die überaus spannende Forschungsfrage nach dem „Doing Gender im kulinarischen Kontext“ (Lotte Rose, Christoph KLotter), bei dem Geschlechterdifferenzen in den Ernährungswissenschaften und in der Werbung untersucht werden sollen.
- Gelernt habe ich, wie relevant die „Genderdifferenzierte Untersuchungen zur Flächennutzung älterer Menschen“ für die Landschaftsplanung sein können, ein Projekt an der H RheinMain (Grit Hottenträger). Hinter dem m.E. etwas verschleiernden Titel verbirgt sich ein Projektdesign, das dem demographischen Wandel auf der Spur ist und wissen will, wie, mit welchen Outdoor-Aktivitäten Senioren zukünftig die innerstädtischen Frei- und

Grünflächen nutzen werden. Zugleich werden hier verdienstvoll immer wieder Gender-Projekte in den Ingenieurwissenschaften angestoßen.

Nun bin ich zum Glück hier und heute keine Gutachterin und habe nichts zu evaluieren! Bitte auch nicht schimpfen, wenn hier ein Projekt nicht erwähnt worden ist – ein weiterer Überblick würde meinen Zeitrahmen sprengen. Schließlich wäre da noch eine Anzahl dicker Bücher zu nennen, die in der Reihe „Unterschiede: Diversity - Werkstattberichte des GFFZ“ mit inzwischen 7 Bänden (?) beeindruckend Zeugnis ablegen von der wissenschaftlichen Produktivität und dem Erfolg dieser erst 10jährigen Einrichtung.

Dass alle diese Projekte neben ihren konkreten Forschungsergebnissen in der Lehre, erst recht als Lehrforschungsprojekte bei den Absolventen/innen zu Genderkompetenz beitragen, ist ein unschätzbare Nebeneffekt. Wenn die DFG inzwischen Gender-Kompetenz als Qualitätskriterium anerkennt, mit dem sich Leistungsfähigkeit und Erfolg messen lassen, so wird damit belegt, welcher unvermuteten Fortschritt die Frauenforschung in den vergangenen 20 Jahren gemacht hat. Denn ich erinnere sehr gut, wie hartnäckig der Widerstand und wie mühsam die Überzeugungsarbeit in der 1990 einberufenen „Senatskommission für sozialwissenschaftliche Frauenforschung“ war, in der zur Hälfte Frauenforscherinnen und zur anderen Hälfte professorale Skeptiker und Gegner saßen. Damals wurden nach langen Debatten Fördermaßnahmen, Studienprogramme, Nachwuchsförderung sowie Empfehlungen zur Einrichtung von Frauenforschungszentren verabschiedet, die nicht zuletzt auch den Weg zur Frauen- und Geschlechterforschungszentren an Fachhochschulen eröffneten. Neben zahlreichen Expertisen, die hier zu den verschiedenen Forschungsbereichen erarbeitet werden mussten, wurde der Durchbruch mit einem Zitat Max Webers erzielt, das Gertrud Nunner-Winkler in Bezug auf die Frauenforschung zu paraphrasieren verstand. Und damit schließt sich für mich ein Kreis zu den Anfängen der Soziologie vor erst gut 100 Jahren:

„Für die Sozialwissenschaften hat die Frauenforschung eine Reihe neuer Themenperspektiven und konzeptueller Umdeutungen erzwungen... Die Frauenbewegung ist Teil und Motor zugleich solcher Prozesse einer gesellschaftlichen Veränderung in der Stellung der Frau. Diese Veränderungen, ihre Kosten und möglichen Gewinne sowie die Rolle der Frauenbewegung in diesem sozialen Modernisierungsprozess liefern eine Fülle von Impulsen für empirische

Forschung, für neue Konzeptualisierungen und theoretische Deutungsmuster. Die Sozialwissenschaften sind gut beraten, solche Impulse, die der praktisch-politischen Reflexion über soziale Modernisierungsprobleme entspringen, aufzunehmen und für sich fruchtbar zu machen, also wie Weber sagt: Standort und Begriffsapparat zu wechseln und „jenen Gestirnen (nachzuziehen), welche allein ihrer Arbeit Sinn und Richtung zu weisen vermögen.“ (Nunner-Winkler 1994, 46) nach Weber, Asketischer Protestantismus... 1956, 262).

(Auf die vollständige Bibliographie wird in diesem Vortragsmanuskript verzichtet. Ich verweise hierzu auf die Veröffentlichung meiner Mittagsvorlesung im Dokumentationsband des 100jährigen Jubiläumskongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt im Okt. 2010 im Erscheinen und meinen Aufsatz „Illegitime Töchter“. Das komplizierte Verhältnis zwischen Feminismus und Soziologie, in der KZfSS, 1989, Sonderheft 38, 343-381.)